Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich: vierteljährl. ℳ 6. Man abonnirt ferner mit entsprechendem Postaufschlag bei den Postanstalten in der Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, den Donaustaaten, der Europäischen Türkei, Egypten. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur unter Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um 1/4 7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim., Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche,
Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 637. **Sonnabend** den 14. December 1901. **95. Jahrgang.**

Der Krieg in Südafrika.

Kriegsminister Brodrick über die Fortsetzung des Boerenkrieges.

Aus Glasgow meldet der Draht, daß der Kriegsminister Brodrick daselbst in einer großen Versammlung der dortigen conservativen Partei in längerer, mit heftigen Ausfällen reichlich gespickter Rede sich darüber ausließ, wie die englische Regierung den Krieg in Südafrika fortzusetzen und mit den Boeren umzuspringen gedenke. Nachdem Herr Brodrick zunächst die Regierungsgegner und vor allen Dingen den in letzter Zeit so überaus activen Führer der liberalen Partei, Sir Henry Campbell Bannermann, als Feinde des Vaterlandes und Freunde der Boeren hingestellt und in Grund und Boden verdammt hatte, gab er seinen Zuhörern die etwas schattenhafte und billige Versicherung, daß die Regierung eine große Anzahl von Uebeln, welche die Ehre und Sicherheit des britischen Reiches bedrohten, verhütet habe, daß diese aber nothwendigerweise in ihren Einzelheiten vorläufig noch geheim gehalten werden müßten. Im Uebrigen könnten gerade die Führer der Boeren das beste Zeugniß dafür ablegen, daß die englische Regierung und ihre Generäle in Südafrika sich ganz gewiß nicht in einem Zustande der Lethargie befänden. Des Weiteren nahm Brodrick Veranlassung, im Tone der edelsten Entrüstung, den man bei ihm jetzt schon gewohnt ist, die in letzter Zeit in liberalen und radicalen Kreisen und Blättern discutirte Behauptung zurückzuweisen, daß Feldmarschall Lord Roberts, als er seinerzeit Südafrika verließ, auf höheren Befehl sich bereitgefunden habe, kraft seiner Autorität den Boerenkrieg als beendigt zu erklären, wofür er dann in England die bekannte Rangerhöhung und Geldbelohnung erhalten habe.

Dann erging sich Mr. Brodrick des Weiteren in schönen Phrasen über den Krieg in Südafrika und constatirte mit theatralischer Geste, daß „die Regierung, als sie vor zwei Jahren das Schwert zog, die Scheide desselben fortgeworfen habe", — daß „England vor Ausbruch des Krieges fünf Jahre lang unaufhörliche Insulten von Seiten des Präsidenten Krüger habe ertragen müssen, und daß im Uebrigen Gewalt und Gewaltthat die Quintessenz jedes Krieges sei, während die von den Engländern bisher in so hohem Maße bewiesene Mäßigung und Nachsicht sich als „blödsinnige" Schwäche herausgestellt habe.

Das würde jetzt Alles anders werden und die Boeren sollten finden, daß man ihnen nicht länger gestatten könne, das Völkerrecht ungestraft zu brechen, wie sie es bisher fast unaufhörlich gethan hätten. Diese Boerenbanditen werden jetzt sehr bald sich vor einem kritischen Wendepunct gestellt sehen, an welchem es sich entscheiden wird, daß wir sie nicht längeres kriegführende Partei behandeln könnten. Unsere Regierung wird sich in Zukunft mit keinen halben Maßregeln mehr abgeben, soweit die endgiltige Abwickelung der ganzen Situation in Südafrika in Betracht kommt, und was neue Friedensverhandlungen anbetrifft, so stehen wir heute auf dem unerschütterlichen Standpuncte, daß dieselben nur noch von der Seite der Boeren auf Basis unserer ihnen längst bekannten Bedingungen ausgehen können."

Nach diesen energischen Erklärungen bemühte sich Herr Brodrick mit besonderem Eifer in der bekannten Pharisäermanier seine Zuhörer davon zu überzeugen, daß der Krieg auf englischer Seite unter vollster Berücksichtigung aller Regeln des Völkerrechtes und der Civilisation geführt werde, während die Boeren und ihre Führer dauernd nichts Anderes thäten, als Schandthaten begehen und gegen alle Gesetze eines modernen Krieges sündigen. Bei diesem Thema verweilte der Kriegsminister mit besonderer Lebhaftigkeit und hatte sich ein angeblich unwiderlegbares statistisches Beweismaterial zusammengesucht, um der ganzen Welt klarzulegen und die Ueberzeugung beizubringen, daß die Boeren besonders den armen Eingeborenen gegenüber sich die größten Greuelthaten zu Schulden kommen ließen. Lord Kitchener habe ihm Beweise dafür erbracht, daß in den letzten Wochen die Leichen von über 70 Kaffern, Zulus ꝛc. gefunden worden seien; und zwar meistens von Knaben und jungen Männern, die von den Boeren kalten Blutes ermordet worden, und zwar nur zu dem Zwecke, um diese unglücklichen Burschen daran zu verhindern, den Engländern irgend welche Informationen zu geben. Natürlich leistet sich Herr Brodrick hier wieder eine seiner bekannten frechen Entstellungen, denn er wird ebenso wie Kitchener ganz genau wissen, daß die Boeren nur dann Eingeborene erschießen, wenn dieselben sich von den Engländern als Spione haben gebrauchen lassen. Brodrick muß sogar zugestehen, daß in einzelnen Fällen bei den Boeren eine kriegsgerichtliche Aburtheilung der „ermordeten" Kaffern stattfand, aber solche Gerichte und deren Urtheile erkennt er natürlich nicht an, da dieselben seinen Schwindeleien den Boden entziehen.

Das Kriegsamt veröffentlicht eine vom 13. Juli datirte

Proclamation Kruitzinger's,

die man am 8. November an die Thüre einer Farm im Bergview-District geheftet fand. Kruitzinger erklärt darin, da die Annectirung bestimmter Districte der Capcolonie vom November 1899 noch in Kraft sei, sei kein Bewohner aller dieser Districte berechtigt, Lebensmittel und Pferde in die Städte und die englischen Lager zu liefern oder den Engländern über die Bewegungen der Boerentruppen Nachricht zu geben, wie es von den englischen Behörden verlangt worden sei. Die Proclamation bedroht jeden, der die Proclamation nicht beachtet, mit Einziehung des Eigenthums oder je nach dem Entscheid der Officiere Kruitzinger's mit der äußersten Strenge des Gesetzes. Jeder Kaffer, der überführt werde, daß er den Engländern eine Nachricht liefert, werde erschossen werden.

* **Wellington**, 13. December. („Reuter's Bureau".) Der Premierminister von Neuseeland hat dem Kriegsamte telegraphisch weitere 1000 Mann für den Krieg in Südafrika angeboten. Der Premierminister erklärte in einer öffentlichen Versammlung, die Colonien seien ebenso entschlossen und bereit, dem Mutterlande zu helfen, wie zu der Zeit, als das erste Contingent abgesandt wurde.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 14. December.

Eine ganz eigenthümliche Rolle spielt bei den Zolltarifberathungen des Reichstages das **Centrum**. Bekanntlich hat das hohe Haus unter der Führung dieser Fraction auf die erste Lesung der Tarifvorlage drei Tage mehr verwendet, als nöthig war, und sich dadurch in die Nothlage versetzt, im neuen Jahre die Etatsberathung sehr zu beschleunigen. Man hatte nun wenigstens erwartet, das Centrum würde in der zur weiteren Prüfung der Vorlage eingesetzten Commission die Leitung in die Hand nehmen und hier die Berathungen so zu fördern suchen, daß die zweite Lesung im Plenum sofort nach der Erledigung des Etats begonnen werden könnte. In dieser Erwartung wurde man bestärkt dadurch, daß die klerikale „Köln. Volkszeitung" kurz vor der Wahl der Commissionsmitglieder schrieb:

„Die Commissionsvorsitzenden werden nach einer gewissen Reihenfolge von den Parteien vorgeschlagen. Diesmal ist das Centrum an der Reihe, welches den Abg. Spahn vorschlagen wird. Derselbe kommt einstweilen in dem Organ des Bundes der Landwirthe gut weg: „Der Abg. Spahn ist, wie ihm auch seine Gegner zugestehen werden, ein tüchtiger Commissionsvorsitzender, der eine gewisse entschiedene Art hat, die Berathungen in der Commission zu fördern und zu beschleunigen."

Und nun hat das Centrum den Vorsitz in der Zolltarifcommission abgelehnt. Es will weder die Verantwortung für die Thätigkeit dieser Commission durch einen Mann aus seiner Mitte übernehmen lassen, noch auch die Berathungen beschleunigen. Zum Vorsitzenden ist nun der bejahrte Herr v. Kardorff gewählt, der sich früher nicht zu unterschätzende parlamentarische Verdienste erworben hat, aber jetzt kaum mehr die erforderliche Spannkraft besitzt, um den schweren Aufgaben des Vorsitzenden der Zolltarifcommission gerecht zu werden. Die Aussichten auf eine beschleunigte Thätigkeit der Commission sind dadurch wesentlich getrübt worden. Wiederum steht man also vor der Frage, was das Centrum mit seiner Taktik bezweckt. Sind die Meinungsverschiedenheiten in seinen Reihen noch so groß, daß es Zeit gewinnen will, um die Gegensätze zu überbrücken, oder hält es eine Verschleppungstaktik für geeignet, den verbündeten Regierungen wieder einmal ad oculos zu demonstriren, daß das Centrum zu guter Laune gebracht werden muß, wenn es solche an den Tag legen soll? Der Zeitpunct wäre allerdings für eine solche Beweisführung nicht übel gewählt, denn die Reichsregierung ist sichtlich wegen des Ganges der Commissionsberathung in Sorge und befürchtet, daß die Commissionsbeschlüsse in der Richtung der Verstärkung des Zollschutzes, namentlich für Erzeugnisse der Landwirthschaft, über den Entwurf hinausgehen werden. Die „Berl. Pol. Nachr." veröffentlichen nämlich heute folgende Mahnung:

„Hierin (in der Neigung eines sehr erheblichen Theils des Reichstags, die Zollsätze des Tarifentwurfs zu erhöhen) und in dem Gefühle der gewaltigen Ueberlegenheit, welches nach dem Ergebniß der Verhandlungen naturgemäß in der schutzzöllnerischen Mehrheit des Reichstags besteht, liegt ohne Zweifel eine gewisse Gefahr für den glücklichen Abschluß der Zolltarifkampagne. Beide Momente könnten nur zu leicht dazu führen, daß auf erhebliche Aenderung des Tarifs im schutzzöllnerischen Sinne gerichtete Bestrebungen Aussicht auf Verwirklichung gewinnen. Das aber wäre zweifellos sehr bedenklich. Entweder die schutzzöllnerische Mehrheit ließe sich im Interesse ihres festen Zusammenhaltens bestimmen, solchen Bestrebungen nachzugeben, dann käme entweder kein Zolltarif zu Stande, oder man würde, wenn demnächst auf Grund eines solchen Zolltarifentwurfs Handelsvertragsverhandlungen sich als aussichtslos erwiesen, zu einem schwierigen und nach allen Richtungen mehr als unerwünschten Rückzuge genöthigt sein; oder aber der gemäßigte Theil der schutzzöllnerischen Mehrheit hielte fest, und es käme dann zwischen ihm und dem auf wesentliche Verstärkung der Agrarzölle bedachten Flügel zu einer Spaltung, denn würde die schutzzöllnerische Mehrheit nicht mehr das zur Ueberwindung der Opposition erforderliche Maß von Kraft besitzen. Die Taktik der Opposition wird zweifellos dahin gehen, unter Zuhilfenahme der Geschäftsordnung dem Zustandekommen des Zolltarifs äußere Schwierigkeiten zu bereiten. Sie kann erfolgreich nur durch energisches Einsetzen einer starken und geschlossenen Mehrheit durchkreuzt werden. Die verbündeten Regierungen haben es an Deutlichkeit in der Präcisirung ihres Standpunctes und an Mahnungen zum Maßhalten nicht fehlen lassen. Noch am letzten Tage der Verhandlungen hat Graf Posadowsky, dem doch zweifellos volles Verständniß und liebevolle Fürsorge für die Bedürfnisse der heimischen Production nachgerühmt werden müssen, es an den nachdrücklichsten Warnungen, den Bogen nicht zu überspannen, nicht fehlen lassen. Von dem Maßhalten und von der Verständigung der Mehrheit des Reichstages unter sich und mit den verbündeten Regierungen hängt jetzt der Erfolg ab."

Da diese Mahnung zum Maßhalten sich selbstverständlich zumeist an die maßgebende Fraction des Reichstags richtet, so sagt sie dieser auch, daß die Inspiratoren der Mahnung genau wissen, wem sie deren Befolgung in erster Linie zu danken haben würden. Kein Wunder, wenn die Getreuen des Herrn Dr. Lieber es nun für zweckmäßig halten, die Regierung so lange wie möglich in der Ungewißheit zappeln zu lassen und die Zwischenzeit zu dem Versuche zu benutzen, vor der Erneuerung unserer Handelsverträge mit dem Auslande einen Handelsvertrag zwischen Centrum und Regierung zu Stande zu bringen. Ganz so unschuldig, wie die „Berl. Polit. Nachr." behaupten, ist leider die Regierung nicht. Nicht einmal Graf Posadowsky ist, wie wir schon gestern betonten, den „Zuvielverlangenden" energisch genug entgegengetreten und alle übrigen Redner vom Bundesrathstische haben es noch weit mehr an dieser Energie fehlen lassen. Das rächt sich nun und wieder einmal ist es das Centrum, das aus dem Fehler den Vortheil zieht!

Der Aerger des Centrums über die politische Niederlage bei der Polendebatte zeigt sich u. A. in dem Verlangen eines Centrumsblattes, die **Geschäftsordnung des Reichstags** nach französischem Muster abzuändern und eine Interpellation in Verbindung zu bringen mit einer „Motion", die der Abstimmung des Reichstages unterworfen werden müsse und folgendermaßen lauten solle: „Der Reichstag, durch die Erklärungen der Regierung befriedigt (bezw. nicht befriedigt), geht zur Tagesordnung über." — Durch diese Verkoppelung einer Interpellation mit einem Beschlußantrage möchte die Mehrheit der Regierung eine zahlenmäßige Niederlage beibringen in Fällen, in denen die Mehrheit eine politische Niederlage erlitten hat. Eine derartige Abstimmung aber hat wohl in Frankreich, nicht jedoch in Deutschland einen Sinn. Denn in Frankreich muß das Ministerium zurücktreten, sobald die Kammer sich durch die Erklärungen der Regierung nicht befriedigt erklärt, in Deutschland ist weder vom Rücktritte des allein verantwortlichen Reichsministers, des Reichskanzlers, noch von dem irgend eines Staatssekretärs in solchen Fällen die Rede.

Zwischen **Bayern** und **Württemberg** bestehen von altersher gewisse Antipathien, die in jüngster Zeit wieder etwas hervorgetreten sind, und zwar durch Kundgebungen der beiderseitigen Regierungen. Wenn der bayerische Ministerpräsident v. Crailsheim bei Berathung des Etats der bayerischen Post- und Telegraphenverwaltung im Finanzausschuß der Abgeordnetenkammer das postalische Reservatrecht Bayerns betonte und ausdrücklich hinzufügte, daß nur durch eigene Postmarken die postalische finanzielle Selbstständigkeit Bayerns gewahrt sei, so zielte er mit dieser Erklärung nicht etwa nach Berlin hin, sondern nach Stuttgart. Man war in München nicht angenehm davon berührt, daß Württemberg in der Postmarkenfrage der Reichspost ein ziemlich harmloses Zugeständniß machte. In der Erklärung des bayerischen Ministerpräsidenten kam diese Verstimmung zum Ausdruck. Auch im Eisenbahnwesen bestehen Interessengegensätze, die, wenn sie nicht etwa gelöst werden sollten, geeignet erscheinen, die gegenseitigen Antipathien zu verschärfen. Die bayerische Neigung Württembergs, im Interesse seiner Eisenbahnen Anschluß an die preußische Verwaltung zu suchen, wird in Bayern ebenfalls mißfällig bemerkt, und sollte in irgend einer Form ein solcher Anschluß wirklich erfolgen, so hätte allerdings Bayern, wie dies in der Natur der Sache liegt, für seine Eisenbahnerträge

Feuilleton.

27.

Die Marmorliebe.

Eine Hofgeschichte von Jean Bernard.

Nachdruck verboten.

„So wird es gehen", rief Feodorowna fröhlich, „nicht wahr, Baron, wir finden stets einen Ausweg? Sind Sie damit einverstanden?"

„Von Herzen gern!"

„Schön; so verkündige ich denn hiermit feierlich, daß ich Ihre Werbung annehme. Kommen Sie, lieber Franz, küssen Sie Ihre Braut!"

Der liebe Franz ließ sich das nicht zwei Mal sagen und küßte das blühende Mädchen herzhaft. Sie aber nahm seinen Arm und sagte:

„Nun zu der Tante hinüber, die allerdings schon eine kleine Ahnung von der Sache hat, jedoch großen Zweifel hegte, daß Franz auf die Bedingung eingehen werde. Wir dürfen sie nicht länger in Ungewißheit lassen."

Die alte Frau segnete gerührt den Bund, sie wußte, daß sie Feodorowna nicht verlieren würde.

Das erbprinzliche Paar gratulirte von Herzen und gestand zu, daß man das Ereigniß nicht so rasch erwartet habe. Gesprächsstoff hatte man infolge dieser Verlobung bis zum Beginn der Tafel nun genügend; leider konnte man ihn nicht völlig ausnützen, da man mitten im besten Plaudern durch die Ankündigung eines Besuches gestört wurde. Die hereingebrachte Karte zeigte den Namen Elimar Ernesti.

Der Prinz flüsterte dem Bankier eine Bemerkung zu, worauf dieser dem Diener sagte:

„Führen Sie Herrn Ernesti nach dem dritten Salon."

„Sie entschuldigen, Herr von Werafchek, wenn ich Sie bitte, meinen wahren Rang vorerst nicht bekannt zu geben, weil Herr Ernesti mich nur als Grafen Helmborn kennt und so vielleicht unbefangen interessante Aufschlüsse über manche Domänge in H . . . giebt. Allerdings müßte sich meine Frau Gemahlin einstweilen zu Frau von Werafchek hinüberbegeben. Später wird Herr von Werafchek die Güte haben, sie als Gräfin Bienheim vorzustellen, falls es nöthig wird."

„Also ein Complott", lachte Feodorowna, als die Erbprinzessin das Zimmer verließ.

Herr von Werafchek ging nach dem dritten Salon hinüber und kehrte alsbald mit dem Bildhauer zurück.

„Sehen Sie, Herr Ernesti", sagte der Bankier, „lauter alte Bekannte, die sich auch wieder einmal nach München verirrt haben!"

„Ein grüß' Gott, Herr Graf; ah, ergebenster Diener, gnädigste Baronesse — und Sie, Herr Baron, auch hier?"

„Wie Sie sehen, lieber Ernesti", nahm von Eber zuerst das Wort, „und ganz munter und wohl, wie Sie sehen; an so ein bißchen Ungnade stirbt man nicht."

„Weiß Gott", meinte Ernesti, „da wird allerlei erzählt. Sie sollen ja mit dem Erbprinzen, auf den sie jetzt Alle in H . . . warten, wahre Räuberstückchen aufgeführt haben. Ist es denn wahr, daß man Sie des Landes verwiesen hat?"

„Das ist buchstäblich wahr!"

„Na ja, was die auch Alles von mir erfahren wollten! Sie wissen doch, Herr Graf, die Marmorbüste, die ich an den Herrn Baron schickte und die derselbe im erbprinzlichen Palais unterbrachte, da Sie auf Reisen waren, also die erregte auch ihre Neugier. Man sandte eines Tages nach mir, zeigte mir die Büste, fragte, ob ich sie gefertigt, und wem sie darstelle. Ich gab Auskunft, der Wahrheit gemäß, da sagte so ein Hofschranze, ich glaube, Bietz hieß der Mann, zu einem anderen: Sehen Sie, Lieber, also damals schon, Kunststudien, lauter Zauber!"

„Hören Sie, Baron", bemerkte Frazzilo, „Alles was durch Ihre Hände ging, war verdächtig."

„So muß es sein; denn es kam mir wie ein Verhör vor, was sie da Alles von mir wissen wollten. Aber, nicht wahr, Herr Graf, Herr Baron, wir haben hier nichts Unrechtes getrieben; bisweilen ein bißchen scharf gezecht, das ist Alles! Und als ich endlich die Geduld verlor, und die Hofschranzen fragte, was sie das anginge und warum sie sich um solche Dinge kümmerten, da sagten sie, dem Baron sollte der Proceß gemacht werden. Das ist dann wohl auch geschehen, allein etwas Genaues hat man nicht zu hören bekommen, nur der arme Ofenmann hat daran glauben müssen; sie haben den Mann ohne Pension davongejagt. Es wurde überhaupt in H . . . bald ungemüthlich. Wenn man irgendwo nur ein unrechtes Wort äußerte, gleich hat's der Bietz oder ein Anderer erfahren. Als ich mein Geld weg hatte, bin ich schleunigst nach dem Bahnhofe gerannt und nach München gefahren. Als ich einmal sagte, die Büste gehöre dem Grafen Helmborn und sei dem Baron nur einstweilen dahin gestellt worden, da lachten die Leutchen wie toll, daß ich ganz wüthend wurde und rief: Na, der wird Ihnen schon einen Proceß an den Hals hängen, warten Sie nur, wenn er von seiner Reise zurückkommt. Und da sind Sie nun, Herr Graf; ich würde mich ordentlich freuen, wenn Sie denen in H . . . einen tüchtigen Rechtsanwalt schickten, es könnte den hochmüthigen Fröschen nicht schaden!"

„Vielleicht geschieht es noch mit der Zeit", meinte Frazzilo.

„Verzeihen Sie, Herr Graf, wenn ich hier als Künstler eine Zwischenbemerkung mache. Sie sehen dem Erbprinzen nach den von mir gefertigten Bildern wahrhaft täuschend ähnlich, ich find' es wenigstens."

„Sehr schmeichelhaft, Herr Ernesti", lachte Frazzilo, den solche Quiproquos höchlich amüsirten. „Dieser Erbprinz, dem ich ähnlich sehen soll, muß nach Allem, was man hört, ein schneidiger Herr sein."

„Ist er auch", bestätigte Ernesti lebhaft. „Vor Allem hat er ein Mädchen geheirathet, welches er wirklich liebte . . ."

„Durfte er denn das?"

„Er hat nicht erst angefragt! Aber daher kommt ja der ganze Spectakel; der Herr Baron muß das besser wissen als ich; der hat den Erbprinzen begleitet."

„Ah, das ist stark, Baron", rief der Graf mit erheuchelter Entrüstung, „warum erzählen Sie uns nichts davon? Ich dachte, Sie seien in Privatangelegenheiten gereist . . ."

„Das sind Dienstgeheimnisse, Herr Graf", bemerkte der Baron mit seinem Lächeln.

„Sie sind doch jetzt nicht mehr im Dienste dieses Hofes?"

„Trotzdem spreche ich darüber nicht."

„Nun, Herr Baron", meinte der Bildhauer, „wenn Sie gehört hätten, was diese Hofschranzen Alles über Sie gesagt haben, dann wären Sie nicht so feinfühlig."

„So, lieber Ernesti", begann Frazzilo wieder, „der Scandal in H . . . ging wegen einer Dame los? Cherchez la femme, heißt's mithin auch hier?"

„Was ich darüber weiß", erzählte der Künstler, „habe ich von einem Journalisten, Namens Trael, der den Herrn Baron auch kennt. Ob Alles wahr ist, was er mir berichtete, weiß ich nicht, aber es klang oft gar zu romanhaft; auch möchte ich es lieber ein anderes Mal erzählen", fügte er mit einem Seitenblick auf die Baronesse hinzu.

„O, ich will nicht stören", sagte Feodora, „ich will einmal nach Tante sehen."

„Nein, nein", unterbrach sie Franz leidenschaftlich. „Ja, so, unser Ernesti weiß noch nichts! Hören Sie, die liebe, gute Baronesse, die uns in diesem gastlichen Hause schon so manche frohe Stunde bereitet hat und auch in Zukunft, so Gott will, bereiten wird, ist seit einer Stunde meine süße Braut."

„Donnerwetter", fuhr Ernesti empor, „und das höre ich jetzt erst? Meine aufrichtigste Gratulation!"

„Sie ließen ja Niemanden zu Worte kommen, Herr Ernesti", sagte Feodorowna.

„Wahrhaftig, vor lauter Hofgeschichten. Gott sei Dank, daß ich wieder unter anständigen Menschen leben darf!"

„Erlaubt es Ihre Zeit, Herr Ernesti", begann nun auch der Bankier, „heute unser Gast zu sein? Sie müssen doch auf das Wohl des Brautpaares anstoßen. Die heutige, erste Feier ist ganz unter uns; nur eine Freundin meiner Nichte wird zugegen sein, die Gräfin Bienheim, sie weilt augenblicklich drüben bei meiner Frau. Wie ist's, sind Sie frei?"

„Ich bleibe; bei Ihnen weiß man's, daß eine Einladung von Herzen kommt. Da drüben in H . . . hätte mich so ein Vieh oder Bär, so ein Diggeß, Merrn oder Fahrer, und wie sie Alle heißen von der Partei der Herzogin, hundert Mal einladen können, ich wäre nicht geblieben."

„Da sind Sie wieder im schönsten H . . . schen Fahrwasser", scherzte die Baronesse. „Bei Tische müssen Sie sich dieses Thema mehr enthalten, denn unsere liebe Gräfin wird kaum viel Interesse für ihr völlig fremde Dinge haben!"

„Aber ganz, wie Sie wünschen, gnädige Baronesse", stimmte Ernesti bei, „ich dachte nur, weil der Herr Baron in H . . . so

SLUB
Wir führen Wissen.